

Andrea Stift

## Elfriede Jelinek spielt Gameboy



[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2012

literatur \* nr. 17

1. Auflage April 2012

Lektorat, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverillustration: Beatrix Lorber

Autorenfoto: Claudia Burr

Druck und Bindung: Theiss GmbH

ISBN 978-3-9503337-5-6

bm:uk

 kultur steiermark

GRAZ  
KULTUR

## INHALT

<b>Vorwort</b> .....	9
<b>Dunkel</b> .....	11
50 .....	13
Am nächsten Morgen eine grausige Entdeckung .....	15
Blöde .....	26
Das ehemalige Priesterheim .....	35
Die Augenblicke des letzten Mals .....	46
Going Down .....	52
I ♥ Irdning .....	62
Ich Bagatelle .....	67
Alles wird gut unterm Nussbaum .....	71
Einmal Villach – Lilienfeld, bitte .....	80
<i>meet and greet</i> .....	89
Pia .....	96
<i>places to be</i> .....	103
Vier komma sechs. Mal schlechte Träume. ....	110
<b>Furunkel</b> .....	117
Fremde Welt .....	119
Furunkel am Hintern .....	124
Ganz nah .....	131
Golden .....	136
Mein Auto .....	140
Haben wollen .....	142
Nicaragua, wohltemperiert .....	160
<b>Schunkel</b> .....	167
Elfriede Jelinek spielt Gameboy .....	169
<i>High</i> .....	175
Kleine Quellen des Glücks .....	177
Paracelsus .....	185
Man soll seinen Feind kennen .....	193
Tomatenfisch .....	198
Bier trinken oder: Erschwerte Umstände .....	201
<b>Biografie</b> .....	207

Liebe Leserin, lieber Leser,

in diesem Büchlein finden Sie von mir verfasste Kurzprosa der letzten Jahre versammelt.

Viele Probleme gilt es zu bedenken und zu lösen, wenn man kurze Geschichten versammeln und auf einen Nenner bringen will, von der keine der anderen gleicht. Ich habe mich dafür entschieden, meine Geschichten in drei Kategorien aufzuteilen. Und weil es gerade Frühling ist und ich launig am Balkon sitze<sup>1</sup>, benenne ich diese drei Kategorien DUNKEL, SCHUNKEL und FURUNKEL. Das hat weiter nichts zu bedeuten, als dass Sie, werte Leserin, werter Leser, sich beim Lesen und Blättern ein bisschen besser zurecht finden können: DUNKEL sind, wie der Begriff schon sagt, eher düstere, traurige oder böse Texte. Das Wörtchen SCHUNKEL heitert uns hingegen alleine schon beim Lesen auf, nichts Finsteres ist hier zu erwarten, hingegen vielleicht ein zartes Zucken in den Mundwinkeln angebracht.

FURUNKEL wurde inspiriert vom ebenso hier anzutreffenden Text *Furunkel am Hintern*, in dem es um Samuel Beckett geht – unter FURUNKEL finden Sie Texte, die sich nicht zuordnen lassen oder die ich nicht zuordnen will.

Einige der hier versammelten Texte sind bereits in Literaturzeitschriften erschienen, viele davon in den *manuskripten*<sup>2</sup>, denen ich seit 2005 eng und enger verbunden

---

1 Die Geschichten in diesem Buch wurden zwischen 2005 und 2011 geschrieben. Das Zusammenstellen fand im Mai 2011 statt: ein wunderbarer Mai – die Sonne wärmte meinen von der Schriftstellerei gebeugten Rücken, die Vöglein zwitscherten, was das Zeug hält, Hunde bellten lieblich in den Nachmittagsheimel und ich war verliebt.

2 Siehe Literatur- und Verweisliste im Anhang.

bin. Gleich hier im Vorwort möchte ich mich bei Elfriede Jelinek bedanken, die mir in charmantester Weise gestattet hat, dieses Buch so zu nennen, wie es eben heißt<sup>3</sup>.

Außerdem hat es auch mein Prinz Stefan mehr als verdient, gleich hier im Vorwort bedankt zu werden. Früher habe ich sehr viele düstere, traurige, DUNKLE Geschichten geschrieben. Seit ich ihn kenne und liebe, hat mir Glückseligkeit in Reinkultur das Hirn durchgeblasen und ich kann nur mehr mit einem Lächeln auf den Lippen schreiben. Froh muss ich sein, dass ich ob soviel Liebesirrsinn überhaupt noch ab und an einen Text zu Papier zu bringen in der Lage bin!

Vielleicht lesen Sie jetzt erst mal ein wenig. Ich hoffe, Sie finden Gefallen. Haben Sie es schön.

Andrea Stift

**DUNKEL**

---

<sup>3</sup> Um mehr zu erfahren, lesen Sie *Elfriede Jelinek spielt Gameboy*. Sie selbst hat mir versichert, in ihrem ganzen Leben noch nie einen Gameboy in Händen gehalten zu haben, eine für Jelinekforscher sicherlich nicht unwichtige Information.

**50/1:** Jetzt bist du fünfzig, hast drei Kinder und ein halbfertiges Eigenheim. Die Frau, mit der du's baust, kennst du bereits seit ungezählten Jahren. Ihr habt ganz jung geheiratet. Du liebst sie, vielleicht meinst du auch nur ihr Lächeln. Der Kredit drückt heftig. Einmal am Tag musst du auf die Baustelle, die Arbeiter wollen kontrolliert werden. Sie stehen manchmal nur so herum, weil irgendetwas fehlt, das richtige Ziegelwerk zum Beispiel. Am nächsten Tag ist alles Material da, dafür die Arbeiter nicht. Und monatlich die Kontoauszüge, die nimmst du vorsichtshalber gar nicht mehr in die Hand. Aber es zahlt sich aus, denkst du, wenn du deine Frau ansiehst. Sie lächelt so abwesend in sich hinein. Wenn du sie ansprichst, wenn du sie fragst, dann antwortet sie mit: Ja natürlich, ist alles gut und ist sie froh. Sie richtet ihre Augenblicke direkt in deine hinein. Du bist dir sicher, dass dieses Glück, das du genießt, sonst keiner hat, du hast es auch verdient, jetzt trägst du es spazieren.

Sie kocht, die Gute, putzt, war immer für dich da und stets zuhause, hat sich, es scheint schon immer, um alle diese deine Kinder gesorgt, die sind nun groß. Und trotzdem wollt ihr dieses Haus. Wegen der Enkel, alles ist vorbestimmt. Dein Wunsch war immer die Familie. Etwas, das zusammenhält und dich an dieses leidige Leben bindet. Bis jetzt hat alles super funktioniert. Nur manchmal wünschst du dir, zum Beispiel in der U-Bahn, wenn du den Weichspüler auf fremder Frauen Haut verdunsten riechst, die dicht und ungezwungen neben dir stehen. Du flehmst ein bisschen dieses Weibliche und der Geruch steigt dir ins Hirn. Kurz wünschst du, dass sie, dass irgendeine, dir mal

einen blasen würde. Dass eine dir den Finger in den Arsch schiebt und dir die Bällchen leckt. Deine Brustwarzen zerkaut, dir kräftig in den Mund spuckt. Weichspüler macht Flanell ganz weich, das legt sich gut auf deine Haut. Man wird doch wohl, das Mindeste, dass sie, die Irgendeine, sich auszieht, ganz nackt, und neben dir ins Bett. Das Bett teilt ihr schon lange nicht mehr, denn du schnarchst. Das erträgt sie nicht, die Gute, Schöne, ganz deine Frau, und obendrein Migräne. Am nächsten Morgen auf zur Baustelle.

Dir ist das wichtig, dass wer da ist, die Familie. Du hast sie alle gern. Das ist doch etwas Schönes.

**50/2:** Gleich bist du fünfzig, fragst dich hart, was nun noch werden soll aus deinem Rest aus Leben. Der Kredit schweißt euch zusammen, viel stärker als der Ring. Das Haus, das du nie haben wolltest. Schon gar nicht jetzt noch. Die Freiheit, die du irgendwann erträumtest, verschwindet hinter Ziegelsteinen. Du reihst die Cornflakepackungen Bug an Bug, du bügelst, schlichtest Hemden Naht auf Naht. Du warst nie fähig, dich von irgendwas zu lösen. Angst vorm großen Alleinsein mit dir selbst. Jetzt sind die Kinder weg, der Mann ist da. Er war da, ist da, wird immer da sein. Wie du es hasst, ihn anschauen zu müssen. Wie es dich anwidert, wenn er dich berührt, und sei es nur durch Zufall. Nächtelang lässt du dich vom sicheren Wissen zermürben, dass du den Absprung verpasst hast, aber wie. So viele Möglichkeiten, doch deine Angst war immer größer als die unbestimmte Verzweigung. Ganz selten spürst du fast so was wie Mut und holst dir andernorts was du brauchst. Lässt dich an deinen Brustwarzen in fremde Betten ziehen und spreizt dort die Beine für einen, dem

ganz egal ist, wer du bist und wie du's haben willst. Danach, daheim, musst du viel weinen. Weil: es ändert sich nichts. Söhne und Töchter sind jetzt schon fast erwachsen, bald werden andere Kinder nach kommen. Nachkommen: die kannst du dann betütel. Was tun, immer ist etwas zu tun. Großmuttersein ist auch schön, denkst du und grimassierst in dich hinein. Dein Mann wird niemals wissen, was du denkst. Er lebt mit dir, bloß nicht an deiner Seite, da schläft er nicht, das hast du gut gemacht. Du triffst ihn morgens in der Küche, das traute Heim – wenn die Sonne von draußen herein scheint, siehst du zufriedene Falten in seinen Mundwinkeln. Und hasst ihn dafür, nur ihn. Was er dir einmal bedeutet hat – jetzt bleiben Kredit und Eigenheim, ein zweites Auto. Alles nur für dich, nein, die Familie. Da ist und kommt nichts Schönes mehr.

## **AM NÄCHSTEN MORGEN EINE GRAUSIGE ENTDECKUNG.**

Der Exekutor, der mit dem Kuckuck, ein im Volk wie auch im -smund ziemlich unbeliebter Beruf, aber niemals so verachtet, dass sich nicht ein jeder genieren würde, von ihm behelligt zu werden, hat viele Namen. Er ist nicht gerade eine Lichtgestalt unter den Angestellten der Finanzbehörde. Der eine, von dem wir hier sprechen, scheint Leid und Mitleid aller seiner zu Besuchenden und besucht worden Seienden aufgesogen zu haben wie ein trockenes Wetztext. Nun ist er feucht und rinnt und trieft, er ist zu nass, kann nicht mehr an sich halten, das Elend bricht aus ihm

hervor. Es gräbt sich tiefe Rinnen in das Wangenfleisch und bahnt sich seinen Weg durch büschelweise zusammenwachsende Augenbrauen, die bald das Auge überschattet haben werden, einmal links, einmal rechts, vielleicht dient solch ein Augenbrauenvorhang dem Besser-Ignorieren-Können der ärmlichen Lebensumstände der Menschen, die der Exekutor besuchen muss, heimsuchen soll.

Meist sind das alleinerziehende Frauen mit schlecht bezahltem Job, drei Kindern und keiner Zeit für Hobbys, bis auf eines, nämlich sich bei Versandhäusern dumm und depert zu bestellen.

Oder Väter, die auch gern mal Alleinerziehende geworden wären, aber da ist leider ein ziemlicher Brocken an Sorgerecht dagegen, und eine Mutter muss schon freiwillig ihre Bälger der Sozialarbeiterin auf die Türschwelle legen, bis so etwas mal durchgeht, dass ein Vater ein alleinerziehender Vater wird. Die, die das nicht geschafft haben und der rumzickenden Kindsmutter jeden Monat einen ganzen Haufen Kohle überweisen dürfen, damit sie das hochbezahlte eigene Fleisch und Blut auch mal zu Gesicht bekommen, die flüchten sich dann jeden Abend zu einer Kiste Bier in ihre kleine Singlewohnung.

Über all die anderen Fälle, selbstverschuldet oder nicht, kann jeder Exekutor sicher weidlich Auskunft geben, ich bin mir da jetzt nicht ganz sicher wie das mit dem Datenschutz aussieht, eher schlecht wahrscheinlich. Nicht nur in Österreich haben die Daten-ARGEs keinen guten Stand.

Der Geldeintreiber also, der arme Mensch mit dem beschissenen Job, muss aber nicht nur zu armen Einzelaltern-

teilen und anderen Sozialfällen, er muss auch manchmal ganz woanders hin. Ab und zu in grüne Gegenden, wo Villen prunken und hinter hohen blickdichten Hecken genau die Menschen leben, die er nur sehr selten zu Gesicht bekommt, selten aber doch.

Und diese Fälle sind nicht minder tragisch für unser Elendswettex, er will nicht schon wieder jemandem beim Gesichtszüge-Entgleisen zuschauen müssen, wenn der Rotz und der Zorn und das Wasser kommen: er hat es *so* satt, er wird kündigen, gleich morgen, er wird diesen fluchbehafteten Beruf an den Nagel hängen und es ist ihm egal, ob er dann auch auf die kümmerliche Seite rutscht, ob er dann auch von seinesgleichen, seinesexgleichen dann, besucht wird; er ist fertig mit diesem Beruf. Nur diesen einen Fall noch. Er läutet, ein teures Haus muss das sein, hinter dieser sehr hohen und sehr blickdichten Hecke, und neben der Gegensprechanlage befindet sich eine Kamera. Er läutet also. Doch es passiert nichts. Der uns ob seiner Seelenqual inzwischen schon ein bisschen ans Herz gewachsene Exekutor seufzt abgrundtief, wenn das überhaupt geht. Dann klingelt er mit zunehmendem Druck des Fingers auf den Klingelknopf, seine Stirnfalten werden auch immer tiefer. Das war eh klar, dass ihm das am letzten Tag passieren hat müssen, er schaut sich seine Aufzeichnungen noch mal an, nein, da ist nix zu machen, der Fall ist dringend, ein Kollege ist vor ihm schon ein paar Mal da gewesen und die gewalttätige Öffnung wurde schon mehrfach angedroht. Also jetzt Polizei rufen und einen Schlüsseldienst. In dieses Haus will jemand rein. Es ist ein verzweifelter Gerichtsvollzieher an seinem vermutlich letzten Arbeitstag, und wenn er wüsste, was ihn da drin erwartete, dann würde er jetzt seine Akten in den nächsten Altpapiercontainer, und eventuell eine

unehrenhafte Entlassung riskieren, wenn es so was gibt bei betreffendem Berufsstand; auf jeden Fall, er will den letzten Tag noch Dienst nach Vorschrift machen.

Es dauert ungefähr fünfundfünfzig Minuten, der Schlüsseldienst lässt sich Zeit mit dem Herbeikommen, dann öffnet er die Türe aber recht schnell; die Polizei ist auch schon da, ein neues Polizeiauto bringt zwei gebrauchte Polizisten, die starken Rottenmanner Dialekt sprechen. Es ist gut, dass die zwei da sind. Der Exekutor fühlt sich sicherer als vorher, was soll's, im Haus stinkts, aber es schaut alles zusammengeräumt und teuer aus, er sieht das gleich, wenn eine Vorzimmereinrichtung teuer war, wenn der Boden was wert ist, den kann man zwar nicht gleich verscherbeln, aber bei dem Schuldenberg muss wahrscheinlich sowieso das ganze Haus dran glauben. Da hat es gar keinen Sinn, zuerst die Flatscreen-Fernseher zu verkaufen, die ganzen Schmuck-sachen der Angetrauten, die Laptops, die Autos, den ganzen Ramsch, das alles macht zu wenig her. Hier wird das ganze Haus. Die Leute werden darob erbost sein und vergessen, dass alles Materielle der Vergänglichkeit unterworfen und so. Wenn der Exekutor in Sachen des Daseins zu denken anfängt, wird's immer ein bisschen mühsam. Er hat das selbst ja auch schon gemerkt, dass er mit seinen Gedanken nicht mehr weiterkommt, nun ist er schon die Treppe hinauf; in der Küche und im Wohnzimmer, oder besser, in der Wohnhalle unten, ist augenfällig niemand. Aber er muss sich einmal im ganzen Haus umschauen, es hilft nichts. Die Polizei steht derweil unten und lugt in die verschiedenen Ritzen und hinter verschlossene Türen. Ab und zu ruft einer *hallo*, oder *keiner zuhause*.

Nur unser tapferes Eintreiberlein hat schon zuviel gesehen in seinem Eintreiberleben und ist fest entschlossen, das

ganze Haus zu durchforsten, damit sein letzter Tag nicht durch Nachlässigkeit missglücke. Jetzt ist er die Holzstiegen hinauf und schon oben angekommen. Gleich die erste Türe, die ihm in die Quere kommt, öffnet er, ganz leise erst und vorsichtig, dann luftholend ein bisschen mutiger und wünscht im gleichen Augenblick, dass ihm diese Wahrheit niemals dämmern möge. Denn wahr ist, dass da drei Tote liegen, das weiß er gleich, dass die tot sind, sie sehen so überhaupt nicht mehr lebendig aus, man kennt das alles von diversen CSI's, wer ist der gottverdammte Mörder and *how did he fuckin' do it*. Der Exekutor wäre enttäuscht, wenn er Ressourcen frei hätte im Hirn, weil er alles so oder ähnlich schon mal irgendwo gesehen hat, die Leute von heute sind nicht so leicht zu schockieren. Aber was im Fernsehen nicht so rüberkommt ist der Geruch und der fehlende Schnitt, das Bild wechselt nicht und das Auge muss sich erst daran gewöhnen, ein ziemlich langes Standbild ist das, und dann dreht er um, rennt die Stiege runter, schreit oder stammelt, die Lautstärkenkontrolle ist auch weg, *verdamm*. *Verdamm*. Und dann ist er auch schon dem ersten Polizisten in die Arme gerannt, der mit seinem Rottenmanner Dialekt wahrscheinlich nicht sehr cool *FBI!* sagen könnte. Der schaut sich zuerst hilflos um, denn so ein Blutfall ist ihm auch schon lang nicht mehr passiert, er weiß es zwar noch nicht, aber er hat so eine Ahnung, und damit wird er auch richtig liegen. Er schaut sich also hilflos um, hilflos ist hier der wirklich richtige Begriff, denn sein Kollege guckt auch schon ganz bleich aus der Wäsche...meine Herren, das dauert aber heute. Egal. Den Toten da oben ist nicht mehr zu helfen und das weiß der Exekutor, der ab sofort aus der Geschichte entlassen wird, und das wissen die Regiolekt sprechenden Polizisten, denn das haben sie in der Miene

des Exekutors gesehen, als er *verdamm!* die Stiege runtergestolpert kam. Was sie noch nicht wissen: Dass es drei Tote sind. Drei Leichen. Ausgeblutet, das Leben abgelaicht.

Das ist also der Wolfgang, der da liegt und nichts mehr tun kann. *Wolfgang* hat die Mama immer gesagt, unser *Wolfgang*, das ist der schönste, beste und gescheiteste Bub auf der ganzen Welt. Das nimmt man einer Mutter auch nicht krumm, wenn sie das sagt, wir würden es ihr eher verübeln, wenn sie Gegenteiliges über ihr eigen Kind in die Welt posaunen würde. Aber diese Mutter hier, das ist übrigens der steife Körper gleich neben dem Wolfgang, ja, also, irgendwie war das schon auffällig, nicht? Sie konnte den Namen ihres Sohnes nicht gescheit aussprechen oder hat die falsche Aussprache einschleifen lassen oder hat gar nie gemerkt, dass sie nicht Wolfgang artikuliert, nein, sie hat immer Wolfgang gesagt. Und nun war der Wolfgang schon siebzehn Jahre alt und sie hat es noch immer nicht über die Lippen gebracht, jahrelanges Training mühelos versagt. Aber, was man so von weitem sagen kann, alle beide ganz proper. Der Wolfgang ein bereits aus der pubertären Verformung entwachsenes Bürschchen mit einstmals frechen Sommersprossen auf den Wangenknochen und strohblondem Haar, fast wie aus dem Bilderbuch entlaufen. Laufen wird er nimmer.

Das ist ja jetzt schon aus dem Zusammenhang ersichtlich, dass die auch nicht unadrette Frau Mama sehr stolz war auf ihren Buben, der Wolfgang war der Mutter ein und alles. Da fragen wir uns, wie hat soviel Mutterliebe Platz in so einem kleinen Mutterherzen, weil wenn das Herz so klein war wie der Rest der Frau, es ein sehr kleines Herz war, ist das jetzt ein kardiologisches Problem? Kleines Herz, großes Herz, einerlei eigentlich, die Mutter folglich eine

kleine fragile Frau, zierlich mag ich da jetzt nicht sagen, das sagt man eh sonst immer in so einem Kontext.

Die fragile Mutter Wolfgangs hatte oder hat einen Namen, der ist Ilona. Ilona stammt nicht aus dem schönen Österreich, nein, sie war eine Angeheiratete, eine Zuagrasste, eine Ausländerin oder erfind ich das jetzt nur, weil sie so einen ausländisch angehauchten Namen hat; so! – eine *I-lona*, da denkt man gleich an fremdländische Nichtösterreicherinnen, die flotte, reiche, wenn geht ältere Österreicher heiraten wollen.

Nicht nur der Name spricht hier für oder gegen Ilona, nein, auch der Akzent, den sie zwar größtenteils abgelegt hat, aber oft auch nicht und vor allem wenn es um ihren Wolfgang geht, auch das steht oben bereits geschrieben.

Also, Ilona die Mama, und einen dazugehörigen Vater und Ehemann hat es auch gegeben, der hat Richie geheißen, nicht ganz lustig: Richie Rich, der liegt unter fernem Liefen hier im Bett, hat sich zur Ilona dazugeschmüst und schaut jetzt nicht mehr so unglücklich. Die letzten Tage war er das vielleicht schon sehr, sonst hätte er sich nicht zu dieser Tat hinreißen lassen. Man könnte fast dem Irrglauben aufsitzen oder unterliegen, dass immer nur die Vertreter männlichen Geschlechtes sich zu solchen Taten – aber nein, heute ist in der Kleinen Zeitung gestanden, dass eine Mutter gerade eben ihr Kind erstochen, zwei Jahre ist es alt gewesen.

Ein patenter Mannskerl ist der Richie gewesen. Wie er zur Ilona gekommen ist, weiß man genauso wenig, wie wo die Ilona hergekommen ist. Der Richie war irgendwas in der großen Internetseifenblase. Er hat sich selbstständig gemacht und verschiedene Dinge übers Internet verkauft. Billig ein, teuer weiter.

Einst ist sich aber irgendetwas nicht mehr ausgegangen, die Preise sind auf der billigen Seite gestiegen und auf der teuren Seite gefallen und schlussendlich hat ihm niemand mehr was abgekauft, und wer weiß was der Rich da alles nicht bewiesen hat, Durchhaltevermögen, Initiative oder Flexibilität, wie andere starke Männer. Aber der Richie hat weiter jeden Tag gelebt wie die Tage davor, sein Haus schön vermöbelt und seine Familie geliebt oder umgekehrt. Wenn Freunde gekommen sind, oder solche Menschen, die gerne Richies Freundschaft genossen hätten, oder solche Menschen, die der Richie gerne zu seinem Bekanntenkreis, so viele Möglichkeiten gibt es im sozialen Gefüge, wer mit wem und wer wen wohin weiterbringt, alle kommen sie heute zum BBQ. Sie sehen nicht, dass die Badezimmerfliesen, deren augenfälliges Nichtvorhandensein sie bereits vor zwei Monaten beanstandet haben, denn es pinkelt sich so schlecht im unverputzten Bad, dass diese Fliesen noch immer nicht da sind; und wenn sie es sehen, dann spricht Richie: Ok. Es dauert verdammt lange, aber die werden handgeschliffen, direkt aus Apulien importiert und den Farbton habt ihr noch *nie* gesehen, ihr werdet alle Augen machen.

Und Augen machen alle. Spätestens am übernächsten Tag, als von den drei hartgesteiften Leichen nur mit Initialen, aber dermaßen offensichtlich, um wen es sich handelt, in der Kronen Zeitung berichtet, oder, Moment, die Krone schert sich da nicht viel und schreibt die Namen aus, oder hat sich da schon was geändert? Ist eigentlich der Dichand schon tot? Oder lebt der in jahrelang vorfabrizierten Kommentaren weiter wie der Kräuterpfarrer Weidinger, ja, die Kronen Zeitung erhält einen ein Leben lang bei Gesundheit, selbst wenn man schon gestorben ist. Wir lesen also,

ich mein, die ganzen Freunde und Bekannten erfahren es aus der Zeitung. Da steht dann, dass die Einkauf-Verkauf-Geschichte schon viel zu lange nicht mehr gut gelaufen ist. Dabei ist uns das doch egal, bitte, wer schaut denn schon, ob seine Freunde Geld haben, da hätte der Richie doch nur den Mund aufmachen müssen. Da hätten wir doch die I-lo-na an unseren Busen gedrückt, damit wir ihren Akzent nicht weiterhin ertragen müssen, wir hätten sie an unsere Brust gedrückt und ein bisschen getröstet. Wir hätten ihr gesagt, dass sie doch bitte an ihren Sohn denken soll. An den Wolfgang, den *Wolfgang*, den besten, hübschesten und gescheitesten Burschen auf der ganzen Welt, wir scheißen auf die apulisch handgeschliffenen Badezimmerfliesen, wahre Freundschaften bewähren sich in großen Krisen und so.

Aber nein! Da darf man fast ein wenig angefressen sein, dass der Richie sich mir nichts dir nichts das Licht ausblast und nie hat einer was geahnt. So nett wäre es gewesen, wäre er um Hilfe angekrochen gekommen, wir wären verständnisvoll gewesen, hätten vielleicht sogar ein wenig helfen können, wer weiß, nicht zu viel, aber ein bisschen doch, man muss nur aufpassen, denn wenn man dem Menschen den kleinen Finger reicht –

In unseren Leben ist eine kleine, feine Tragödie sehr hilfreich. Da haben wir wieder was, um uns abzulenken, da gibt es was zu tratschen, zu besprechen und was man alles besser machen hätte können, was man alles tatsächlich besser macht, denn *wir* stehen mit beiden Beinen fest im Leben und uns kann so etwas nicht passieren. So aber hat der Richie sich das Lebensschnürlein gekappt mit einer großen Schere und für uns bleibt nur das Begräbnis, und keiner weiß, wer eigentlich das Gulasch zahlt.

Und mag man noch so oft diskutieren, ob der Leichenschmaus eine barbarische Sitte oder ein verabschiedender Ritus; in *dem* Fall ist er einfach wirklich umsonst. Es sind ja alle potenziellen Haupttrauernden tot. Wer soll sich denn da verabschieden, die hatten ja alle keine Zeit dazu, wir würden ja gerne wissen, wer wen wann erschossen hat, rekonstruiert hat es *so* ausgeschaut, sagt der zuständige Kriminaloberpolizist und schiebt sich mit ernstzunehmender Miene die dazugehörige Kriminaloberpolizeikopfbekleidung aus dem schwitzenden Gesicht – immer diese Mordfälle im Hochsommer!

Wir nehmen mal an, dass der Richie als allererstes den Wolfgang. Das wird recht leicht gewesen sein, weil der war bis über beide Ohren in seinen Festplatten, intern und extern oder in diversen virtuellen Welten, hat Quake gespielt, war ganz weg und vertan, jedenfalls in seinem Zimmer, der Richie hat ihn erst nach dem Erschießen in sein, in deren Schlafzimmer und dort aufs eheliche Lager geschlichtet, doppelbettig und rund und Platz genug für drei, Gott sei Dank waren da nicht noch mehr Kinder. Nicht lange danach ist schon die Ilona heim gekommen, Shoppingtour oder Kaffeekränzchen bei einer Nachbarin, gemeldet hat sich keiner mehr als Ich-hab-sie-zuletzt-gesehen-Zeuge, aber wir wissen, wie die Leute hier in diesen Vierteln sich hinter ihren hohen Hecken und Überwachungskameras verstecken, nein, wir sind nicht die ganze Nachbarschaft abgelatscht, es hat bitte draußen 35 Grad im Schatten.

Na, jedenfalls, Ilona kommt nach Hause und geht irgendwann in das eheliche Schlafgemach. Ob das fünf oder dreißig Minuten nach Betreten des Hauses war, ist eigentlich auch schon wurscht, der Richie war vielleicht noch

ganz lieb zu ihr, Schatzi, war es nett in der Stadt? Heiß ist's heut, komm, gib mir ein Schnauzibauzi. Kaum betritt sie das Schlafzimmer sieht sie den toten Wolfgang am Bett liegen und fangt natürlich fürchterlich zu schreien an. Man kennt ja das weibliche Geschlecht. Rationalen Argumenten kaum zugänglich. Schreit und stürzt sich auf den Wolfgang und will sich gleichzeitig auf den Richie stürzen, weil sie checkt natürlich sofort, wer da der Täter ist, und ob dieser Entscheidung, ob sie sich jetzt zuerst auf den Wolfgang, tot, oder den Richie, Arschloch, stürzt, bricht ihr schon das Herz und sie erstarrt. Dann wird sie eh gleich erschossen, in den Hinterkopf, aber das Punktgenaue war gar nicht beabsichtigt. Und aufs Bett bugsiert, im Fallen.

Der Richie denkt jetzt nicht mehr lange nach. Er weiß, er hat es nicht so gemeint. Er hat es nicht so persönlich gemeint, er weiß, wenn er jetzt noch lang da steht und die zwei noch warmen Menschen anschaut, die ihm einmal, vor langen, langen Tagen ein Lächeln aufs Gesicht gemacht. Dann wird er niemals mehr können. Abdrücken nämlich, er legt sich dazu, streichelt links und rechts noch mal über das vormals geliebte Haar, einst, bevor das viele Geld sich dazwischen gezwängt hat, steckt sich die Pistole in den Mund und drückt ab.

Das klingt so einfach. Geht aber nur, wenn man schnell macht.

Drückt ab.

Sie können jetzt aufhören zu lesen. Es passiert nicht mehr viel. Erst viele, viele Tage nach dem Begräbnis schwärt ein kleines Gerücht, macht die Runde, bläht sich auf und ist schließlich so stark, dass irgendwer es für wahr erklärt. Das

Gerücht besagt, dass der beste, gescheiteste und hübscheste Junge der Welt, der Wolfgang: Mamas *Wolfgang*, gar nicht ihr Sohn gewesen war. Er war weder der Sohn vom Rich noch ein mitgebrachtes Ausländerkind. Niemand vermag zu sagen, wo der Wolfgang herkam und niemand würde es mehr erfragen können. Adoptiert vielleicht, ein Pflegekind, so viele Möglichkeiten gibt es, überschüssige Kinder im Weltgefüge unterzubringen, wenn man selber keine machen kann. Er ist auf jeden Fall ganz furchtbar geliebt worden von allen Beteiligten, und das ist vielleicht das ganz Schlimme an dieser Sache, er ist so furchtbar geliebt worden, so furchtbar miteinbezogen in das andere Leben gänzlich fremder Eltern, dass er zum Schluss mit ihnen sterben musste. Sie haben ihn als Sohn angenommen und als solcher musste er dann viel zu früh, und tragisch, und ist das nicht der Stoff großer Dramen, als solcher musste er dann sein Leben beenden, mitgefangen. Mitgegangen.

## BLÖDE

Die Familie Huwetz hat schon immer Behinderte am Hofe arbeiten lassen.

Dass die Familie Huwetz schon immer Behinderte am Hof hat arbeiten lassen, ist gut fünfzehn Jahre her, oder zehn. Vor fünfzehn Jahren oder zehn war die Familie Huwetz Teil eines Programms, in dessen Rahmen Behinderte in der Landwirtschaft untergebracht wurden, an einem Bauernhof oder auf einem Weingut zum Beispiel.

Die Behinderten arbeiteten gegen Kost und Logis und waren so dazu befähigt, trotz ihrer minderwertigen Daseinsform einen nützlichen Teil der rundherum funktionierenden Gesellschaft darzustellen.

Weil durchschnittlich funktionierende, normal programmierte Menschen mit Behinderten vor fünfzehn Jahren genauso umgegangen sind, wie sie es heute tun, nämlich gar nicht, man weicht dem Umgehen aus, indem man betont unabsichtlich zu Boden schaut, sonst schaut kein Mensch auf den Boden, wenn er durch die Straßen zieht, aber wenn da plötzlich ein *Gehandicapter* auftaucht, dann wird geflissentlich auf den Boden geguckt, *du bist so normal, dass ich dich locker übersehe*; weil also die Menschen täglich ignorieren oder vergessen oder gar nie erfahren wollten, dass ein jeder unserer Art mit mindestens sechs Erbkrankheiten *rezessiv vererbbar* auf die Welt kommt, konnte man der Familie Huwetz einen großen Haufen gelebter christlicher Nächstenliebe nachsagen.

Wie auf jedem ordentlichen österreichischen Bauernhof gab es auch bei der Familie Huwetz eine gemütliche Stube mit inkludiertem Herrgottswinkel, in der sich die Großfamilie einmal täglich zusammenfand, um frische Buchteln zu essen, oder ein Leberwurstbrot, bei dem sowohl das Brot als auch die Wurst von Hand gemacht waren. Bei diesen Jausen durften dann auch die Rosl und der Kär!l dabei sein. Was der ordentliche Rezipient dabei nicht übersehen soll, ist, dass vor allem die Rosl gewaltige Mengen in sich hineinschlingen konnte, irgendein Bremsstein ihres Gehirns war Kraft ihrer Behinderung blockiert worden, sie fraß wie ein Schwein, es war gar nicht hübsch anzusehen.

Das alles ertrug die Familie Huwetz mit katholischer Geduld.

Man versuchte wirklich, Rosls Bedürfnissen nachzugehen, das arme Ding verstand ja nicht, wieso sie nicht essen durfte, solange und soviel *sie* wollte, man wollte ihr aber auch nicht zu wenig geben.

Die Rosl hatte irgendwas Angeborenes, irgendeinen der ungezählten und unzählbaren Gendefekte, der in ihr zum Ausbruch gekommen war, oder vielleicht eine der vielfältigen Manifestationen des in manchen Gegenden der Steiermark so beliebten fetalen Alkoholsyndroms, kurz *fás*, das unter diesem Namen dort nicht bekannt ist, man kennt es nur vom Anschauen.

Ihre Statur war kräftig und furchterregend füllig, man fürchtete, wenn man sie sah, stets, sie aus ihrer Schürze platzen zu sehen, jetzt gleich, oder wenn sie sich das nächste Mal bücken würde.

Ihr Haar war borstig und wurde stets kurz geschoren, weil was soll so ein armes Dschobberl mit einem schönen Haarschnitt anfangen? Außerdem war sie auch sonst nicht gerade eine Schönheit, wie gesagt, erstens fett, zweitens debil und als Krönung des Ganzen war noch irgendetwas mit ihren Augen nicht in Ordnung, die Iris des einen schien sich immer soweit wie möglich in die Augenhöhle zurückziehen, dort verstecken zu wollen, und war nur sehr selten in direktem Blickkontakt anzutreffen.

Die Rosl war vielleicht neunundzwanzig Jahre alt?

Der Kårl war schon etwas älter, der schwebte irgendwo im Alter der Zufriedenheit und man fragte sich, wozu ein derart ausgemergelter und krummer Körper arbeitstechnisch noch in der Lage war.

Ja, man muss sich vorstellen, die an Empathie für das andere Individuum nicht gerade im Überfluss ausgestatteten Nachbarbauern der Familie Huwetz ließen sich irgendwann zu in diese Richtung zielenden Fragen hinreißen. Aber, da konnte man dem Anton Huwetz, dem ältesten Sohn und Oberhaupt der Familie, dem Anton konnte man mit solchen blöden Fragen gestohlen bleiben: *Solange der Kårl die Rosl beglücken kann, kann er auch arbeiten.*

Die Undenkbarkeit dieser vermutlich zutreffenden Aussage ließ sämtliche Fragesteller sich die Antwort gut einprägen und in Hinkunft diese Frage nicht mehr stellen.

Der Kårl wird schon seine Qualitäten gehabt haben. Warum er im Behindertenprogramm gelandet war, ließ sich nur schwer nachvollziehen, nun war er jedenfalls drin, alt und arthritisch, und half weniger durch körperliche Arbeit (außer an der Rosl) als durch das zur-Verfügung-Stellen seines ein Leben lang gesammelten Wissens in allen Bereichen der Landwirtschaft.

Der Kårl und die Rosl, dieses prächtige Gespann, lebten also bei sehr gottesfürchtigen und fleißigen Weinbauern. Die Arbeit, frei von Pflicht gelenkt, ist's, die uns alle Güter schenkt.

Sie hatten dort so etwas wie Familienanschluss und ein eigenes kleines Zimmer, gleich hinter der Kellerei, bei der Flaschenwaschanlage ums Eck.

Und die mustergültige Familie Huwetz lebte auf diese Weise ein gerüttelt Maß an Barmherzigkeit und bekam für die Beteiligung am genannten Behinderteneingliederungsprogramm, das sollte man vielleicht noch hinzufügen, jeden Monat einen netten Geldbetrag als Unterstützung vom Land.

Das empfanden auch alle als durchaus gerechtfertigt, da war gar nix dabei, und wenn man, wie angedeutet, weiß, was die Rosl alles zu fressen in der Lage war – das Ganze sollte ja nicht als Defizitprogramm ablaufen und *so* lustig ist es dann auch wieder nicht, mit schielenden Dodeln zusammen zu leben...

Der Anton Huwetz war auf jeden Fall ein geschäftstüchtiger Mann. Angeblich hatte er irgendein Problem mit Frauen, denn man sah nie eine bei ihm, vielleicht war er auch schwul, doch um dieses in die Welt gesetzte Gerücht ein bißchen zu zerstreuen, legte er sich ein Gegengerücht zu, nämlich das einer Geliebten in Maribor. Mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Ausländerin also. Aber in der kernigen südsteirischen Welt ist jedes Gerücht besser als das der potenziellen Homosexualität. Das ertragen sie nicht, die festen Burschen, wenn man ihnen das nachsagt, da zücken sie ganz schnell ihre Feitel.

*Dauni*, schallt es jeden Morgen vom Weingarten zum Haus herüber, die Mutter des Hauses ist zwar schon fast blind, aber unheimlich geldgierig und steht deshalb jeden Morgen als Erste im Weingarten, um dort zu warten, bis die Arbeiter eintreffen. Denen schaut sie dann den ganzen Tag auf die Finger, so gut es geht als Halbblinde, und kepelt ihnen hinterher, das kann sie besser, weil das hat sie ein ganzes Leben lang geübt.

Mit dem geübten und vielleicht auch bereits leicht geölten Mundwerk ruft sie als allererstes den *Dauni*, das ist südsteirisch für *Anton*, und der kommt dann auch gleich zur Mama.

Auch Kinder hat der Dauni keine. Er widmet sein ganzes Leben der Arbeit und ihm persönlich macht das manchmal

eh schon Sorgen, na und der Mama erst, die ihr Geld so lieb hat. Auf den Sohn ist sie schon stolz, aber wieso denn der bitte seine Geliebte nicht schwängert und das Kind rauffholt nach Österreich, ist ihr nicht ganz klar.

Das sagt sie ihm auch jeden Abend vorm Schlafengehen noch einmal ins Gesicht. Das ist vielleicht ungefähr zu dem Zeitpunkt, an dem der Kårl die Rosl von hinten packt, denn von vorne ist sie, wie gesagt, wirklich nicht schön anzusehen, von hinten schaut sie wenigstens ein bisschen nach Frau aus.

Ja, da gibt es lustige Gesellschaften in der Steiermark, in den hügeligen Gegenden, wo man sich schön verstecken kann. Von außen schaut auch immer alles ganz ordentlich aus, das ist auch so ziemlich das Wichtigste: dass von außen alles adrett, ordentlich und fleißig ausschaut. Sonst reden gleich die Leute. Schmutzfinken wollen wir hier nicht und die Landstreicher werden davongejagt. Oder solange schief angeschaut, bis sie sich unterm nächstbesten Baum aufhängen, neben ihrem letzten Doppelliter Most.

In der Nacht brünsten sich die Rehböcke die Geilheit aus dem Leib und Frauen, die die Tage haben, bleiben dann besser im Haus, sonst werden sie vom Rehbock niedergestreckt, der kann das nämlich riechen.

Aber nun zurück zum Dauni. Wir fragen uns nämlich jetzt schön langsam wirklich, was da schief läuft. Grundsätzlich passt ja alles. Es ist genügend Geld vorhanden, es ist viel Arbeit da, und die wird auch nicht so schnell ausgehen, denn im Jahreskreis kehrt sie wieder. *Der Jahreskreis der Anna Neuberz*. Wenn ich jetzt der Franz Weinzettl wår, würd ich das Gesamtbild durch eine furchterregend rosa-rote Brille sehen und auf Ernteroutinen und durchs Gras

tänzelnde Katzenpfoten eingehen, aber leider. Die Autorin hier ist in Pessimismus gewickelt und schreibt meist nur vom Anziehenden, weil Abstoßenden.

Der Dauni als Familienoberhaupt ist auch im Besitz von einigen Häusern oder Keuschen, und die werden nach strengen Maßstäben an die ärmeren Bewohner des Ortes vermietet, jeden Monat geht der Dauni in seiner Funktion als Hausherr die Menschen besuchen, die dort wohnen. Wenn sie dann den Rasen nicht gemäht haben, können sie sich schön was anhören. Tropft irgendwo ein Wasserhahn, schickt er gleich die Handwerker hin, und zwar die teuersten, weil dann warten die Leute beim nächsten Mal vielleicht nicht mehr so lang mit der Reparatur. Wenn irgendjemand mit der Miete im Rückstand ist, und dann ist es ganz egal, ob das vielleicht eine Familie mit Kindern ist oder eine alte Frau, so alt wie seine Mama und genauso arthritisch, wenn darum irgendwer von den Mietern mit der Miete im Rückstand ist und immer noch nicht zahlen kann, dann geht er hin und lässt dort die Haustür aushängen. Er weiß schon, dass das nicht erlaubt ist vom Gesetz her, aber es ist immer noch besser, als sofort jeden rauszuschmeißen, so ist allen gedient. In der Nacht ist es zwar kalt und so gemütlich ist die Gegend auch nicht, dass man darin ohne Haustür schlafen möchte – der Dauni ist gewissenhaft, aber gerecht.

Und was stimmt jetzt mit dem Dauni wirklich nicht? Warum hängt er plötzlich, gar nicht mehr so streng und selbstbewusst, an einem dicken Seil, das in einem erst vor kurzem fertiggestellten Haus von der Decke baumelt? Denn ein Haus, das hat er sich gebaut, ganz oben am Berg, nicht zu weit weg von der Mama, aber doch ein bisschen. Er hat ihr erzählt, dass er dort wohnen will, wenn er mal Kinder

hat. Und dass es vielleicht bald soweit ist. Das hat er ihr nur gesagt, um ein bisschen Freiraum zu bekommen, noch ein wenig Luft vor seinem großen Vorhaben des Luftentzuges.

Das Traurige am Dauni, nein, der Tod ist nahe gerückt und es ist an der Zeit, dem Menschen ein bisschen von seiner verlustig gegangenen Würde zurückzugeben, das Traurige am *Anton* war nämlich, dass er ganz seltsame Neigungen hatte. Die Geschichte mit den Kindern, tja, die hat ihm gar nicht das Genick gebrochen, da hat er eh immer nur gern die Bildchen angeschaut, leider ein paar Jahre zu früh gestorben, der Anton. Heutzutage müsste er sich nur in ausgewählte Newsgroups einloggen, schon wäre da die volle Pracht der Zwei- bis Vierzehnjährigen, vor fünfzehn Jahren war das Leben als Pädophiler auch nicht gerade einfach.

Nein, was dem Anton wirklich zugesetzt hat, die Neigung, die er in *real life* ausgelebt hat und derer er sich selbst sogar am meisten schämte nach dem Orgasmus, war die Neigung zur Rosl. In Wahrheit hat nämlich der Anton die Rosl bei jeder sich bietenden Gelegenheit beglückt und nicht der Kärl, der gar nicht mehr dazu in der Lage gewesen wäre. Dem Anton hat es unheimlich Spaß gemacht, eine Behinderte zu schnackeln. Wenn sie ihn angeschielt hat und die Zunge ihr ein bisschen rausgehängt ist beim Mund. Das war eine ganz seltsame Beziehung zwischen dem Anton und der Rosl, und über zwei Jahre ist auch alles gut gegangen, die Rosl hat sowieso nie viel geredet und schon gar nicht über Dinge, die sie nicht zu benennen wusste. Dem Anton war schon klar, dass seine Welt ganz schnell zusammenbrechen würde, wenn da wer was erfahren täte, und die Weinverkäufe würden wahrscheinlich auch abrupfen in den Keller rasseln, und die Mama erst, die Mama!

Aber es ist ja alles gut gegangen. So zwei Jahre lang.

Bis der Anton an einem schönen Tag herausgefunden hat, dass die Rosl von ihm schwanger ist, sichtlich schwanger, für-alles-zu-spät-schwanger; und er hat immer geglaubt, dass die Debilen von vorneherein sterilisiert sind, gefahrlos auf die Höfe geliefert, das müsste eigentlich Standard sein im steirischen Behindertenprogramm.

Im betreffenden Amt müssten sie ja wissen, dass in manchen Teilen des Landes nichts und niemand sicher ist, kein Schaf, keine Kuh, kein Behinderter. Is nicht.

Ist anscheinend nicht passiert, und als der Anton eines schönen Tages bemerkt hat, dass die Rosl, obwohl sie immer gleich viel gegessen hat, plötzlich einen ganz anderen Bauch hat und die Brüste sind auch aufs Doppelte angeschwollen, alles hat sich plötzlich ganz anders angefühlt beim Liebespiel, da hat er sich keinen Ausweg gesehen. Mit dem Dilemma soll bitte die Nachwelt zurechtkommen. Vielleicht kann die Nachwelt ja noch die Schuld auf den Kär! schieben, mal schauen, ob er dafür herhält. Aber dem Kind, dem Kind, dem will er nicht mehr begegnen.

Anton Huwetz will dieser unglücklichen Liaison Frucht nicht ins Auge schauen, geht ins durch eigener Hände Arbeit erbaute Haus und hängt sich dort an einem dicken Seil auf.

Das Genick bricht ihm gleich.

Seitdem steht das Haus leer da oben, obwohl das auch schon wieder zehn bis fünfzehn Jahre her ist, geredet wird immer und überall und das verdammte Haus lässt sich nicht mehr vermieten.

Was aus der der Rosl und dem Kind geworden ist, weiß auch keiner. Am Hof sind jetzt sowieso ganz andere Leute.

## DAS EHEMALIGE PRIESTERHEIM

Sophie fragt immer: Wie alt bin ich schon? Bin ich bereits so alt? Schon neunundsiebzig? Und ich beruhige sie dann und sage ihr, dass sie erst siebenundsiebzig ist, sie solle sich nicht grundlos aufregen und alles sei so, wie wir es uns immer vorgestellt hätten.

Wenn ich zum Geldautomaten muss, von meiner Wohnung aus, führt mich der kürzeste Weg am Heim für gealterte Schriftsteller vorbei. Das ist ein sehr schönes, großes Haus, in beruhigendem Hellgrün gefärbelt und die Wiese, auf dem es steht, ist von der gehsteigungsäumten Ebene abgesetzt, ungefähr zwei Meter darunter. Das ist wahrscheinlich, weil es auf zwei Seiten von relativ dicht befahrenen Straßen umgeben ist. So wirkt es trotzdem ruhig und aus der Welt geschafft. Ich muss relativ oft zum Geldautomaten. Ich hebe immer eine große Summe ab, die größte, die mir der Automat abzuheben erlaubt. Ich will nicht wenig Geld in der Tasche haben, wenn ich die Einkaufszentren quere, und jeden Betrag, den ich mit mir führe, gebe ich vollständig aus, bevor ich nach Hause gehen kann.

Geldautomat ist gar nicht der korrekte Ausdruck. Früher hab ich das oft bekrittelt, kritisiert was das Zeug hält: Unklarheit im Ausdruck und schlampige Wortführung.

Das grün bestrichene Bauwerk, das sicher bereits vor dem ersten Weltkrieg erbaut wurde, strahlt Stille, Frieden und Residenzhaftigkeit aus. Es wirkt symphonisch. Die es umgebende Wiese ist, schöner ausgedrückt, ein Garten – ein Garten im malerischsten Sinne, mit sichtbar alten Obst-